

2 Zur gesellschaftlichen Konstitution von Hilfsbedürftigkeit und Helfen in Gestalt der Sozialen Arbeit

Seit Entstehung der Soziologie kommt der Beschreibung und Analyse sozialer Problemlagen eine zentrale Bedeutung zu. Eng damit verbunden ist ein großes Interesse für Maßnahmen zur Behebung bzw. Vermeidung sozialer Notlagen und Missstände. Das Augenmerk gilt dabei traditionell vor allem der Sozialpolitik, während der Sozialen Arbeit, welche mit der Bearbeitung sozialer Problemlagen in der Praxis befasst ist, in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten eher wenig soziologische Aufmerksamkeit geschenkt wurde (vgl. Bommers/Scherr 2000: 28). Dabei stellt sie ein wesentliches Strukturmerkmal der modernen Gesellschaft dar. Sie steht im Zentrum der Entwicklung des modernen Staates als Wohlfahrtsstaat, wie bereits Georg Simmel zu Beginn des 20. Jahrhunderts herausarbeitete. Er beschreibt in seinem Beitrag "Der Arme" am Beispiel der deutschen Staatsbildung, in welcher Weise "das Armenwesen direkt zu einem Träger (...) staatlicher Einheitlichkeit (wird)" (Simmel 1992[1908]: 525).

Für eine soziologische Beschäftigung mit Sozialer Arbeit sind mindestens zwei verschiedene, zugleich aber in enger Wechselwirkung stehende Blickrichtungen bedeutsam: Zum einen lässt sich danach fragen, welche gesellschaftlichen Strukturen und Prozesse jene Phänomene bzw. Probleme hervorbringen, die zu sozialer Hilfsbedürftigkeit führen. Zum anderen reagiert Soziale Arbeit nicht nur auf gesellschaftliche Probleme, sondern stellt selbst ein gesellschaftliches Phänomen dar, sie ist keine naturwüchsige, sondern eine spezifisch soziale Form neben anderen, die auf als problematisch beobachtete soziale Sachverhalte reagiert. Sowohl Hilfsbedürftigkeit als auch Helfen lassen sich als gesellschaftlich konstituiert und (re-)produziert beobachten. Und die Art und Weise, wie soziale Hilfsbedürftigkeit gesellschaftlich konstituiert ist und beobachtet wird, korrespondiert mit den vorrangigen gesellschaftlichen Formen des Helfens. Gleiches gilt für die Soziologie: Die Art und Weise, wie sie soziale Hilfsbedürftigkeit wissenschaftlich beobachtet und (re-)konstruiert, beeinflusst die Wahrneh-

mungsmöglichkeiten von Sozialer Arbeit als darauf bezogener Form des gesellschaftlichen Umgangs mit Hilfsbedürftigkeit.

Eine soziologische Auseinandersetzung mit sozialer Hilfsbedürftigkeit und Sozialer Arbeit als spezifischer Form des Helfens kann in unterschiedlichen soziologischen Theorietraditionen erfolgen. Die umfangreichsten soziologischen Arbeiten im deutschsprachigen Raum zum Gesellschaftsbereich der Sozialen Arbeit entstanden einerseits in den 70er Jahren und Anfang der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in der Tradition der *marxistisch inspirierten kritischen Theorie*. Sie beschäftigten sich insbesondere mit der Frage, welchen Beitrag die Soziale Arbeit zur Strukturreproduktion der kapitalistischen Gesellschaft leistet (vgl. Bommes/Scherr 2000: 39ff; Cremer-Schäfer/Steinert 1998: 57ff). Andererseits bildete sich seit Mitte der 90er Jahre im Theoriekontext der *neueren soziologischen Systemtheorie* sensu Luhmann eine lebhafte Theoriediskussion rund um die gesellschaftstheoretische Bestimmung und Verortung Sozialer Arbeit in der Gegenwartsgesellschaft (vgl. u.a. Baecker 1994 und 2000; Fuchs/Schneider 1995; Bommes/Scherr 1996 und 2000; Weber/Hillebrandt 1999; Fuchs 2000, 2004 und 2005; Merten/Scherr 2004). Sie kreisen insbesondere um die Fragen, inwieweit sich ein eigenes Funktionssystem Sozialer Arbeit oder Sozialer Hilfe gesellschaftlich ausdifferenzieren konnte oder gegenwärtig im Entstehen begriffen ist bzw. (allgemeiner formuliert) welche Funktionen Soziale Arbeit in der modernen Gesellschaft erfüllt und in welchen Formen sie dies tut.

Die nachfolgende gesellschaftstheoretische Verortung Sozialer Arbeit bezieht sich schwerpunktmäßig – aber nicht ausschließlich – auf den letztgenannten soziologischen Diskursstrang. Dies liegt insbesondere in zwei Faktoren begründet: Erstens erlauben die systemtheoretischen Ansätze eine thematisch breitere und umfassendere Herangehensweise als die (neo-)marxistisch inspirierte kritische Theorietradition, die besonders auf ökonomische Aspekte gesellschaftlicher Verhältnisse fokussiert und sich für Soziale Arbeit vorrangig unter dem Aspekt des Strukturerhalts der kapitalistischen Gesellschaft interessiert – obwohl diese Perspektiven sozialwissenschaftlich bedeutsame Einblicke ermöglichen. Und zweitens gewährleistet die Systemtheorie durch ein umfangreiches Theoriegebäude mit unterschiedlichen, aber begrifflich überwiegend kompatiblen Theoriebereichen in besonderer Weise, soziologische Verortungen und Beschreibungen Sozialer Arbeit mit organisationssoziologischen Fragestellungen zu verknüpfen.

Entsprechend der zwei skizzierten Blickwinkel fokussieren die nachfolgenden Ausführungen zunächst auf gesellschaftstheoretische Bestimmungen der Bezugsproblematik Sozialer Arbeit (Kap. 2.1). In einem zweiten Teil (Kap. 2.2)

stehen Formen und Funktionen des gesellschaftlichen Feldes der Sozialer Arbeit selbst im Zentrum der theoretischen Auseinandersetzungen.

2.1 Gesellschaftstheoretische Bestimmungen der Bezugsproblematik Sozialer Arbeit

Die systemtheoretischen Bestimmungsversuche der gesellschaftlichen Bezugsproblematik Sozialer Arbeit kreisen um das Begriffsdual der sozialen Inklusion bzw. Exklusion. Baecker bezeichnet zunächst in seinem Artikel über Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft (1994) primär die eine Seite, nämlich Inklusion, und benennt das Bezugsproblem eines Funktionssystems Sozialer Hilfe als jene Inklusionsprobleme der Bevölkerung, "die von den anderen Funktionssystemen nicht mehr aufgegriffen werden und von der Politik alleine, also wohlfahrtsstaatlich, nicht mehr betreut werden können" (ebd.: 95). In weiterer Folge fokussieren Peter Fuchs und Dietrich Schneider (1995) bei der Funktionsbestimmung Sozialer Arbeit vorrangig auf die Exklusionsseite des Begriffspaars und bestimmen sich generalisierende Exklusionslagen von Individuen als inhaltlichen Bezugspunkt Sozialer Arbeit. Die anschließenden theoretischen Auseinandersetzungen versuchen den Inklusions-/Exklusionsbezug Sozialer Arbeit in unterschiedlicher Weise zu präzisieren – so wird etwa bei Merten (2000; 2004) zwischen Exklusion und Nicht-Inklusion unterschieden, behalten aber im Wesentlichen das Begriffsdual bei.

2.1.1 Soziale Inklusion und Exklusion: Zur Form der Berücksichtigung von Individuen in der funktional differenzierten Gesellschaft⁵

Der Exklusionsbegriff hat sich insbesondere im Laufe der letzten fünfzehn Jahre auf breiter Ebene zur Bezeichnung und Analyse von kritischen Soziallagen, Marginalisierungsphänomenen und Ausgrenzungsprozessen in der Gegenwartsgesellschaft etabliert. In Phänomenen gesellschaftlicher Exklusion scheint sich die neue soziale Frage zu verdichten. Neu ist dabei vor allem die Beobachtung zunehmender Irrelevanz bestimmter Bevölkerungsgruppen für das sogenannte normale Funktionieren der Gesellschaft, wie etwa der von Heinz Bude geprägte

5 Das Kapitel stellt eine stark überarbeitete und erweiterte Version des 2009 in der Online-Zeitschrift "soziales_kapital" publizierten Artikels "Soziale Inklusion und Exklusion: Eine (system-)theoretische Unterscheidung als Beobachtungsangebot für die Soziale Arbeit" dar (vgl. Mayrhofer 2009a).

Begriff der "Überflüssigen" zum Ausdruck bringt (vgl. Bude 1998; Bude/Willisch 2008). Die häufig auf Krisenhaftigkeit verweisenden Verwendungen der Unterscheidung Inklusion/Exklusion deuten bereits an, dass es dabei nicht um Formen von Ausbeutung geht, die auch eine besonders starke Art und Weise des Einschlusses bedeuten können, sondern um Partizipationsmöglichkeiten an bzw. Ausgrenzung aus verschiedenen Bereichen der Gesellschaft.

Für begriffliche Verwirrungen sorgt allerdings, dass Exklusion auch und vor allem ein politischer Begriff ist und zur gesellschaftlichen Selbstbeschreibung im politischen Raum dient (vgl. Leisering 2004: 238ff; Nassehi 2008: 121ff). Seine sozialpolitische Attraktivität liegt Armin Nassehi zufolge darin, dass er einerseits Radikalität in Anspruch nimmt und andererseits die Lösung des Problems gleich mitzuliefern scheint, nämlich Inklusion (vgl. Nassehi 2011: 162f).

Zugleich lassen sich unterschiedliche sozialwissenschaftliche Begriffsverwendungen beobachten, d.h. der Begriff ist in unterschiedlichen Theorie- und Forschungstraditionen anders konzipiert.⁶ In der Soziologie findet er beispielsweise auch im Rahmen der Armutsforschung Verwendung, und zwar im Sinne einer Erweiterung des Armutsbegriffs in Richtung einer ungleichen Teilhabe an gesellschaftlichen Möglichkeiten und zur Erfassung kumulierender Benachteiligung bzw. multipler Deprivation (vgl. Leisering 2004: 241f; Burzan 2007: 150). Weiters entdeckte die Soziologie sozialer Ungleichheit den Exklusionsbegriff für sich, um aktuelle gesellschaftliche Strukturumbrüche angemessener erfassen zu können und den Blick auf gesellschaftliche Randgruppen und deren strukturelle Verknüpfung mit dem Zentrum der Gesellschaft als Ort, an dem Exklusion erzeugt wird, zu erweitern und zu schärfen (vgl. Kronauer 2006: 29f; ders. 2009: 375f). Hier stehen insbesondere Prozesse der Marginalisierung oder des gänzlichen Ausschlusses am Arbeitsmarkt und damit verbundene gesellschaftliche Isolationstendenzen im Zentrum der Analysen. Das Begriffspaar Inklusion/Exklusion wird darüber hinaus als mögliches "Brückenkonzept" (Schimank 1998: 67) für Verbindungen zwischen differenzierungs- und ungleichheitstheoretischen Perspektiven auf Gesellschaft diskutiert (vgl. ebd.; Burzan 2007: 151; Schwinn 2000; Nassehi 2011: 162).

An dieser Stelle interessieren jedoch zunächst und aufgrund der oben argumentierten Theoriepräferenz vorrangig systemtheoretische Fassungen des Begriffsduals Inklusion/Exklusion. Der Plural weist bereits darauf hin, dass die

6 Hier zeigt sich am Exklusionsbegriff lediglich, was auch für andere wissenschaftliche Begriffe gilt, nämlich dass unterschiedliche soziologische Theorietraditionen mit verschiedenen, empirisch nicht überprüfbaren Grundannahmen arbeiten, die sie selbst erzeugt haben und die eben auch Exklusion innerhalb dieses eigenen theoretischen Entwurfs des Sozialen spezifisch konzipieren (vgl. Farzin 2011: 21f).

Begriffe auch in dieser Theorietradition nicht einheitlich sind; selbst in den Luhmannschen Schriften finden verschiedene Inklusions- und Exklusionsbegriffe oder doch zumindest verschiedene Akzentuierungen des Begriffspaars Verwendung.⁷ Als gemeinsamer Ausgangspunkt der unterschiedlichen Ansätze und Verwendungen der Differenz Inklusion/Exklusion lässt sich aber die Schnittstelle zwischen psychischen und sozialen Systemen bzw. das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft identifizieren (vgl. Farzin 2006: 109). Damit berührt diese Unterscheidung ein höchst umstrittenes und heftig kritisiertes Axiom der Systemtheorie, nämlich die scharfe analytische Trennung zwischen psychischen und sozialen Systemen und die Verortung ersterer, also der Menschen, außerhalb der Gesellschaft.⁸

Dieser 'Wiederein(be)zug' der Menschen in die systemtheoretische Auseinandersetzung gewann insbesondere in den späten Arbeiten Luhmanns an Bedeutung und stand im engen Zusammenhang mit Aufenthalt in brasilianischen Favelas. Die Beobachtung der Faktizität umfassender sozialer Ausgrenzung führte zur Ausarbeitung eines Exklusionskonzepts, welches ein systemtheoretisches Instrument zur Analyse sozialer Ungleichheit bereitstellen soll. Gerade in den späten Luhmannschen Ausformulierungen des Begriffs duals führen allerdings zwei verschiedene Exklusionsbegriffe bzw. zwei verschiedene Begriffsakzentuierungen zu begrifflichen Unschärfen: Erstens ist von Exklusionsindividualität als Voraussetzung für funktionsspezifische Inklusion die Rede, d.h. hier wird 'normale', nicht grundsätzlich problematische, sondern in vielerlei Hinsicht auch ermöglichende soziale Exklusion beschrieben. Zweitens thematisieren insbesondere die späten Arbeiten Exklusion als blockierten Zugang zu Funktions-

7 Farzin (2006) identifiziert in Luhmanns Arbeiten drei verschiedene Schwerpunkte der theoretischen Verwendung des Begriffs duals Inklusion/Exklusion: eine allgemein systemtheoretische, die vor allem in den früheren Schriften im Vordergrund stand und auf Ebene der Sozialtheorie grundlegende Vorstellungen über das Soziale und seine Abgrenzung von psychischen Systemen festlegt, eine differenzierungstheoretische, die auf Ebene der Gesellschaftstheorie individuelle Teilnahmemöglichkeiten und Ausgrenzung in der funktional differenzierten Gesellschaft bezeichnet, und als dritte Variante eine kommunikationstheoretische Reformulierung der differenzierungstheoretischen Ausprägung von Inklusion/Exklusion. Die drei Begriffsakzentuierungen sind jedoch eng miteinander verwoben und bauen aufeinander auf.

8 Zugleich ist allerdings nicht von voneinander unabhängigen Systemen, sondern im Gegenteil von "im Wege der Co-evolution" (Luhmann 1994[1984]: S. 141) entstandenen und strukturell gekoppelten, also wechselseitig höchst abhängigen Systemen auszugehen (vgl. ders. 2005[1995]b: S. 145f). Psychische Systeme können ohne soziale Systeme nicht existieren und umgekehrt – und beide sind ebenfalls strukturell an Körper im biologischen Sinn, also an sogenannte lebende Systeme bzw. Organismen gebunden. Es geht um eine Trennung in der sozialwissenschaftlichen Beobachtung, d.h. auf wissenschaftlich-analytischer Ebene, die z.B. die Schwierigkeiten des Einander-Verstehens zweier oder mehrerer Personen theoretisch zu fassen vermag.

systemen und damit als individuell und sozial problematische Exklusion. Diese Begriffsakzentuierung weist Überschneidungen mit dem Exklusionsbegriff in der Armuts- und Ungleichheitsforschung auf, es geht um soziale Ausgrenzungphänomene (vgl. Kronauer 2002: 126ff).

In der hier folgenden Begriffsdiskussion wird vorrangig auf den ersteren Begriffsverwendungskontext Bezug genommen, d.h. auf Inklusion/Exklusion als ein theoretisches Konzept zur Bestimmung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft. Soziale Inklusion bzw. Exklusion sollen in erster Linie als analytische Begriffe verwendet werden und sind nicht per se als Ausdruck eines sozial erstrebenswerten Zustandes, als normatives Ziel einerseits bzw. als Krisensymptom andererseits zu verstehen. Die analytische Brauchbarkeit der zweiten systemtheoretischen Begriffsakzentuierung gilt es hingegen weiter unten kritisch zu prüfen (vgl. Kap. 2.1.4).

Mit dem Gegensatzpaar Inklusion/Exklusion lassen sich gesellschaftliche Teilnahmebedingungen und -chancen und damit zugleich Teilnahmebegrenzungen und die Nicht-Berücksichtigung von Individuen als Personen in der primär funktional differenzierten Gesellschaft (system-)theoretisch beobachten. Aus individueller Perspektive lässt sich fragen, inwieweit Personen oder Gruppen in die gesellschaftliche Kommunikation einbezogen werden und sich einbringen können, inwieweit sie also adressierbar sind und adressiert werden (zum Begriff der sozialen Adresse vgl. nachfolgendes Kapitel). Während Inklusion die Innenseite der Form (im Sinne Spencer Browns) bezeichnet und die "Chance der Berücksichtigung von Personen" (Luhmann 1999[1997]: 620) ausdrückt, stellt Exklusion die äußere, unmarkierte Seite der Unterscheidung dar, die logische Konsequenz der Inklusion, da jede Bezeichnung zugleich etwas ausschließt.

Rudolf Stichweh verweist darauf, dass Inklusion operativ vollzogen wird und die Form eines Ereignisses annimmt, während "Exklusionen (...) relativ selten als operative Vollzüge in der Form eines Ereignisses sichtbar gemacht (werden)." (Stichweh 2009: 31) Damit sind Exklusionen schwerer zu beobachten, sie stellen häufiger ein Nicht-Ereignis bzw. Sequenzen von Nicht-Ereignissen dar als einen expliziten operativen Exklusionsvollzug (vgl. ebd.). Dies dürfte vor allem für die Nicht-Inklusion in die (nachfolgend noch näher thematisierten) sogenannten Publikumsrollen zutreffen, während über Inklusion/Exklusion in Bezug auf Leistungsrollen vermutlich in höherem Ausmaß explizit entschieden wird. Armin Nassehi schlägt entsprechend die *Unterscheidung zwischen bestimmter und unbestimmter Exklusion* vor: Bestimmte Exklusion verweist auf Operationen, "die die Ausschließung zum Thema machen und die Teilnahme *bestimmter* Personen an der Interaktion ausschließen" (Nassehi 2011:

176, Hervorhebung im Original). Unbestimmte Exklusion hingegen stellt überhaupt keine exkludierende Operation dar, sondern passiert gewissermaßen unintendiert und häufig auch unbeobachtet: "Unbestimmt 'exkludiert' wären in diesem Sinne all jene, die nicht einmal als irrelevant für die Kommunikation erscheinen." (ebd.: 175)

Luhmann sieht die *Inklusionsregeln in engem Zusammenhang mit der vorherrschenden Form der gesellschaftlichen Differenzierung*. Während in segmentär strukturierten Gesellschaften Inklusion als Zugehörigkeit zu einem der Segmente (Familien, Stämme etc.) wirksam wird und Überlebenschancen außerhalb dieser sozialen Zuordnungen kaum vorhanden sind, stellt die stratifizierte Gesellschaft in der Regelung der Inklusion auf soziale Schichtung um. Jedoch spielen in beiden Gesellschaftsformen Familien (bzw. Familienhaushalte für Abhängige) eine wichtige Rolle für die Regelung von Inklusion/Exklusion. Ebenso können Personen in beiden Formen prinzipiell nur einem und nicht mehreren Teilsystemen angehören. Der damit verbundene soziale Status konstituiert die gesamte Person (vgl. Luhmann 2005[1995]c: 229ff).

Mit dem Übergang zur funktional differenzierten Gesellschaft hingegen sieht Luhmann grundlegende Änderungen in der Regelung der Inklusions-/Exklusions-Differenz einhergehen (vgl. Luhmann 1999[1997]: 624ff; 2005[1995]c: 231ff). Personen werden nicht mehr nur in ein Teilsystem inkludiert, sondern müssen an verschiedenen Funktionssystemen (also etwa dem Wirtschaftssystem, Erziehungssystem, politischen System, Gesundheitssystem, Rechtssystem etc.) teilnehmen. Die Funktionssysteme gehen dabei grundsätzlich von der Inklusion aller Personen aus und inkludieren diese jeweils rollenspezifisch in unterschiedlicher Form: als Regierte bzw. StaatsbürgerInnen in das politische System, als KonsumentInnen in das Wirtschaftssystem, als SchülerInnen bzw. Lernende in das Erziehungs- bzw. Bildungssystem, als PatientInnen in das Gesundheitssystem etc.

"Individuen müssen sich an all diesen Kommunikationen beteiligen können und wechseln entsprechend ihre Kopplungen mit Funktionssystemen von Moment zu Moment. Die Gesellschaft bietet ihnen folglich keinen sozialen Status mehr, der zugleich das definiert, was der Einzelne nach Herkunft und Qualität 'ist'." (Luhmann 1999[1997]: 625)

Im Gegensatz zu diesen sogenannten *Publikums- oder Komplementärrollen*, die auf die *Inklusion aller Individuen als Personen* abzielen, bleiben die damit jeweils asymmetrisch verknüpften beruflichen *Leistungsrollen* (Regierende, ProduzentInnen, LehrerInnen, ÄrztInnen etc.) einer begrenzten Anzahl an Personen vorbehalten, wobei Organisationen über Inklusion/Exklusion entscheiden (vgl.

Schneider 2002:338f). Burzan et alii (2008: 30) weisen allerdings in ihrem akteurstheoretisch reformulierten Konzept der Inklusionsprofile darauf hin, dass der Empfang teilsystemischer Leistungen in der Publikumsrolle nicht als passiver Prozess zu verstehen ist, sondern in Form einer aktiven Partizipation geschieht: Das "Publikum der Gesellschaft" leistet einen mal größeren, mal weniger großen eigenen Beitrag zur teilsystemischen Leistungsproduktion (vgl. weiters Burzan/Schimank 2004). Im Gesundheits- bzw. Krankenbehandlungssystem (vgl. Pelikan 2009) oder in einem möglichen oder auch schon ausgebildeten Funktionssystem der Sozialen Hilfe bzw. Sozialen Arbeit (vgl. Kap. 2.2.3) kommt dies unter anderem im Begriff der Compliance, die auf Seiten der PatientInnen bzw. KlientInnen zur Leistungserbringung notwendig ist, zum Ausdruck. Zugleich lässt sich die Unterscheidung in Leistungs- und Publikumsrollen nicht in allen Funktionssystemen immer eindeutig ziehen, wie am Beispiel des Systems der Intimbeziehungen besonders augenfällig wird, aber auch das Sportsystem weist nur in begrenztem Ausmaß eine derartige Ausdifferenzierung auf.

Mit der spezifischen Inklusionsform der primär funktional differenzierten Gesellschaft einhergehend treten soziale und individuelle Reproduktionsprozesse auseinander. Die Institution Familie verliert weitgehend ihre zentrale Rolle bei der Regelung von Inklusion/Exklusion, da Individuen nicht mehr über Familienhaushalte bzw. Standes- oder Zunftzugehörigkeit umfassend sozial inkludiert sind. Die spezifisch moderne Form der Individualität lässt sich als "Exklusionsindividualität" bestimmen (vgl. Hillebrandt 1999: 246ff; Nassehi 2006: 51; Scherr 2001: 220), denn erst dadurch, dass Individuen nicht mehr umfassend in ein Sozialsystem inkludiert sind, das in der Folge (nahezu) alle Lebensbereiche determiniert, können sie als Personen selektiv und rollenspezifisch in Funktionssysteme und Organisationen inkludiert werden.

"Für das Individuum als unteilbare körperlich-seelische Einheit ist insofern in der funktional differenzierten Gesellschaft kein sozialer Ort mehr vorgesehen, und gerade diese Abwesenheit des sozialen Ortes motiviert die spezifisch moderne Sehnsucht nach integralen Gemeinschaften bzw. einer Heimat (...). Sie veranlasst damit auch die Entwicklung eines sozialpädagogischen Diskurses, für den Gemeinschaftsbegriffe konstitutiv sind, die reaktiv bezogen sind auf die moderne Zerstörung undifferenzierter Lebenszusammenhänge." (Scherr 2004: 61)

Zu betonen ist, dass Exklusionsindividualität ein gesellschaftliches Strukturmerkmal bildet, welches das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in der Moderne charakterisiert. Sie stellt an sich noch "keine spezifische Krisendiagnose" (Scherr 2004: 62) dar. Denn damit sind nicht nur individuelle Risiken verbunden, die es unten näher zu erläutern gilt, damit entstehen auch bedeutende Freiheiten gegenüber den jeweiligen Sozialsystemen:

"Sie (die Individuen, Anm. HM) können sich den Kommunikationszumutungen einer Familie, den Arbeitsbedingungen eines Betriebes oder den Loyalitätserwartungen einer Partei verweigern, ohne damit aus der Gesellschaft und ihren Funktionssystemen insgesamt ausgeschlossen zu werden und ohne schon damit zwangsläufig in problematische Lebenssituationen zu geraten." (Scherr 2001: 220)

Versteht man (in einer akteurstheoretisch akzentuierten Differenzierungsperspektive) Inklusion als Aktivitätsmuster und nicht als Zugangsrecht bzw. -chance, dann wird umgekehrt deutlich, dass *Inklusion nicht per se ermöglichende, sondern auch restriktive Folgen für Individuen* haben kann (vgl. Burzan et al 2008: 39). So sind etwa Personen, die über ein Gerichtsverfahren in das Rechtssystem eingebunden sind oder im Zuge einer Erkrankung PatientIn in einem Krankenhaus werden, "durch strikte institutionalisierte Vorgaben in hohem Maße Restriktionen auferlegt" (ebd.: 36). Auch eine besondere Beanspruchung durch das familiäre System kann persönliche Einschränkungen nach sich ziehen. Als problematisch für die Möglichkeiten der persönlichen Lebensführung und als potenziell Hilfsbedürftigkeit verursachend erscheinen bezeichnenderweise häufig solche Inklusionen, die auf die gesamte Person in einer Weise zugreifen, durch die deren rollenspezifische Inklusion in weitere gesellschaftliche Funktionssysteme beeinträchtigt oder gar verunmöglicht wird. Solche totalitären Inklusionsverhältnisse realisieren beispielsweise häufig Sekten oder Gefängnisse, aber auch die Inklusion in problematische Familiensysteme oder eine stationäre, heimförmige Unterbringung (z.B. Erziehungs- oder Pflegeheime) können sich blockierend auf die Teilhabemöglichkeiten in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen auswirken.

Die Regelung der Inklusion bleibt den einzelnen Teilsystemen überlassen, wobei Schichtzugehörigkeit grundsätzlich keine Zugangsvoraussetzung mehr darstellt und nicht als Zugangs- oder Ausschlusslegitimation zur Verfügung steht. Empirisch lässt sich aber nach wie vor ein hartnäckiger Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und Zugangschancen zu Funktionssystemen bzw. deren Leistungs- und Komplementärrollen beobachten (vgl. u.a. Luhmann 1999[1997]: 739; Schneider 2002: 339). Hier zeigen sich Grenzen der analytischen Erklärungskraft einer differenzierungstheoretischen Fassung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft und der gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten von Personen, die ergänzend eine ungleichheitstheoretische Perspektive auf gesellschaftliche Inklusionsverhältnisse und -dynamiken empfehlenswert erscheinen lassen, wie in Kapitel 2.1.5 näher ausgeführt ist.

Ergänzend ist noch auf die *Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdexklusion* bzw. zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Exklusion (vgl. Bohn 2006: 34) hinzuweisen. Selbstexklusion bedarf allerdings der gesellschaftlichen

Anerkennung – außer sie bleibt unbeobachtet, doch dann ist sie gesellschaftlich irrelevant. Eine solche anerkannte Form der (teilweisen) Selbstexklusion wäre der Eintritt in ein Kloster, nicht anerkannt ist beispielsweise in vielen sogenannten entwickelten bzw. industrialisierten Ländern in gewissen Lebensphasen die Selbstexklusion aus dem Erziehungs- bzw. Bildungssystem. Und nach wie vor äußerst umstritten dürfte m.E. die gesellschaftliche Anerkennung hinsichtlich der Totalexklusion durch Selbstmord sein, auch wenn die Sanktionierung bei geglückter Selbstexklusion eine schwierige Angelegenheit ist und sich nur indirekt an den sogenannten Hinterbliebenen entfalten und als Schande wirksam werden kann. Hier scheint eher Prävention angesagt zu sein, wobei die zeit- und fallweise praktizierte Einweisung von Personen mit missglückten Selbstmordversuchen in psychiatrische Anstalten eine Fremdexklusion aus dem 'normalen' gesellschaftlichen Leben durch Totalinklusion in eine Organisation zur Verhinderung künftiger Selbstexklusionsversuche darstellt(e). Daran lassen sich die Grenzen der gesellschaftlichen Verhinderung von Selbstexklusionsabsichten in zugespitzter Form ablesen. Im Kontext Sozialer Arbeit taucht die gesellschaftliche Nicht-Akzeptanz von Selbstmord in Gestalt von (Zwangs-)Maßnahmen bei sogenannter Selbstgefährdung auf; sie lassen das strukturimmanente Spannungsfeld von Kontrolle und Hilfe sichtbar werden.

2.1.2 Soziale Adressierbarkeit als Voraussetzung für Inklusion

Das Begriffspaar Inklusion/Exklusion bezieht sich auf "die Frage der Bezeichnung oder der Adressierung von Personen in Sozialsystemen" (Stichweh 2009: 30). Es benennt einen kommunikativen Mechanismus (und ist damit eo ipso eine innergesellschaftliche Differenz)⁹ im Kontext sozialer Adressbildung. Der von Peter Fuchs (1997a) ausgearbeitete systemtheoretische Grundbegriff "Adressabi-

9 Ein häufiger Kritikpunkt an einem binären Begriffsverständnis von Inklusion/Exklusion richtet sich darauf, dass damit die Existenz einer extrasozialen Sphäre suggeriert würde, in der die Exkludierten quasi außerhalb der Gesellschaft und von dieser unberücksichtigt vegetierten. Dadurch gerate aus dem Blick, dass Exklusionslagen innerhalb der Gesellschaft entstehen und durch die spezifischen gesellschaftlichen Inklusionsregeln erzeugt werden (vgl. Castel 2008: 72f; Kronauer 2008: 149ff; Farzin 2006: 63). Diese Kritik trifft m.E. nicht auf die hier vorgestellte kommunikationstheoretische Reformulierung der differenzierungstheoretischen Begriffsfassung von Inklusion/Exklusion zu. Sie geht auch deshalb ganz grundsätzlich am skizzierten Ansatz vorbei, weil soziale Exklusion als Begriff gar keine soziale Problemlage bzw. Krise benennt. Allerdings ist hinzuzufügen, dass die weiter oben angeführte spätere Begriffssakzentuierung in den Luhmannschen Arbeiten (vgl. insbes. Luhmann 2005b[1995]c) eine Bedeutungsverschiebung in Richtung Krisendiagnose aufweist.

lität" bzw. "Soziale Adresse" meint eine *spezifische Struktur der Kommunikation*, durch die an eine soziale Rolle oder einen (Eigen-)Namen Erwartungen herangeführt und mit diesem verknüpft werden (vgl. Fuchs 2003: 16). Im sozialen Adressbegriff werden somit rollentheoretische Vorstellungen über die Adressierung spezifischer Erwartungsbündel an die InhaberInnen von Positionen systemtheoretisch reformuliert. Die systemtheoretische Fokusverschiebung liegt vor allem darin, dass die Adressproduktion weg von den Subjekten hin zu gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen (d.h. in die Autopoiesis des Sozialsystems) verlegt wird:

"Es ist nicht das Subjekt, das die Erwartungen auf sich zieht, die von anderen Subjekten ausgehen, oder das die Erwartungsarrangements anfertigt, auf deren Hintergrund Kommunikation sich materialisiert, sondern es ist die Kommunikation, die im Management ihrer Selbstsimplifikation Zurechnungspunkte erzeugt und ausarbeitet, die dann als handelnde (mitteilende) Personen erscheinen (...)." (Fuchs 1997a: 60)¹⁰

Soziale Adressen verweisen auf Personen – und Personen sind systemtheoretisch nicht als Entitäten aus Fleisch, Blut und Bewusstsein zu betrachten, sondern als eine Art soziales "Interface-Phänomen" (ders. 2003: 33) zwischen sozialen Systemen einerseits und Menschen als Einheit von psychischem und organischem System und damit als Umwelt sozialer Systeme andererseits (vgl. Luhmann 1994[1984]: 286). Die Form der Person als "individuell attribuierte Einschränkung von Verhaltensmöglichkeiten" (ders. 2005[1995]b: 142) koppelt psychische und soziale Systeme und vermittelt zwischen ihnen, ist zugleich aber ein sozial konstituiertes "Kondensat kommunikativer Verweisungen auf Menschen" (Fuchs 2003: 32). Und Menschen 'haben' entsprechend keine soziale Adresse, sie bekommen als Personen solch eine Adresse bzw. ein Bündel sozialer Partialadressen kommunikativ zugeschrieben, durch die jeweils limitiert wird, welches Verhalten bzw. Handeln sozial anschlussfähig ist und welches als Devianz beobachtet werden kann.

Während also auf der Inklusionsseite *Erwartungs- und Rollenbildung* stattfindet, ist dies *auf der Exklusionsseite weniger naheliegend*: "Der Begriff der Exklusion besagt gerade, dass an diejenigen, die exkludiert sind, keine Erwartungen mehr adressiert werden (...)." (Stichweh 2009: 32). Einen Sonderfall stellen allerdings jene Bereiche dar, in denen "inkludierende Exklusion"¹¹ (ebd.:

10 Der soziologische Analysegewinn, den Fuchs mit dieser Fokusverschiebung einhergehen sieht, dürfte für alle anthropozentrisch orientierten TheoretikerInnen, EmpirikerInnen und PraktikerInnen eine Provokation darstellen: "Man muss nicht mehr auf das Binnenleben der Leute achten und kann sich statt dessen mit sozialen Strukturen befassen." (Fuchs 2001: 352)

11 Stichweh (2009: 37ff) unterscheidet zwischen inkludierender Exklusion und exkludierender Inklusion: Erstere bezeichnet Institutionen, die versuchen, Personen bzw. Bevölkerungsgrup-

Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit
Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive
Mayrhofer, H.
2012, VIII, 324 S. 3 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-00192-6